



Das Glück und die Schande, unter der Sonne zu sein

Sándor Márais Glanzstücke aus dem Elend – die Tagebücher und Romane der letzten Kriegsjahre

Marais Roman «Befreiung» ist ein literarisiertes Protokoll der Agonie Budapests im Jahr 1944/45. – Russische Soldaten in der Innenstadt.

HULTON ARCHIVE

Franz Haas

Die Sándor-Márai-Renaissance hat den ungarischen Autor und seine Welt von gestern berühmt gemacht. Interessanter als seine populären Romane mit ihren Besichtigungstouren ins gehobene Bürgertum sind jene Werke, die in der Isolation der Jahre 1943 bis 1945 entstanden,

Die nachträgliche Entdeckung von Sándor Márai (1900–1989), der bereits in den dreissiger Jahren ein unheimlich produktiver und fürstlich bezahlter Star der ungarischen Literatur war und dann im Exil in Vergessenheit geriet, begann mit der französischen Übersetzung des Romans «Die Glut» von 1995, der 1998 eine italienische und eine deutsche folgten. Unter der Flut der Publikationen unterschiedlichster Qualität ragen besonders diejenigen hervor, die unumwunden autobiografisch sind, wie die frühen «Bekenntnisse eines Bürgers» (1934) und deren reife Fortsetzung «Land, Land» (1972). Sándor Márais glänzendes Hauptwerk sind jedoch die ganz auf sich und seine Welt bezogenen Tagebücher, die

er ab 1943 in der inneren Emigration und später im Exil bis 1989 schrieb. Nun gibt es die ersten beiden Bände seiner Aufzeichnungen jetzt endlich vollständig bei Piper, vorbildlich übersetzt und kommentiert sowie mit einem einschüchternd gescheiterten Vorwort von László Földényi.

Der Popularität von Márais Romanen wird es kaum schaden, dass sie im Schatten seiner Tagebücher stehen, und er ist damit in bester Gesellschaft, etwa in der von André Gide und Witold Gombrowicz, die allerdings ihren Ruhm als grosse europäische Tagebuchschreiber noch zu Lebzeiten ernteten. Der deutschsprachige Leser hätte es aber schon früher ahnen können, was ihm entging, vor



allem bei den 1943 bis 1945 geschriebenen Aufzeichnungen von Márai. Denn aus diesen war bereits ausführlich zitiert worden von Imre Kertész, diesem verlässlichen Zeugen – auch er ein Schwergewicht unter den Diaristen.

Totenmaske des Bürgertums

Der Vergleich zwischen den Tagebüchern und den Romanen ist tatsächlich drückend: Was in jenen ein höllisch lebendiger «geistiger Abdruck» ist, erscheint in diesen meist eher als Totenmaske des ungarischen Bürgertums; hier verzeichnet er zwar manchmal meisterhaft das sanfte Zittern der Spiegelschränke, dort jedoch mit unvergleichlich grösserer Sprachkraft die einstürzende Welt zwischen Bombenkrieg um Budapest und Judendeportationen nach Auschwitz. Sándor Márai ist in seinen Romanen bis 1942 ein melancholischer Spezialist für das Verlorene, für die verschwundenen Privilegien und für solche Errungenschaften des Bürgertums wie «diese feine Konditorei mit ihrem Mobiliar, ihren Seidentapeten und ihren alten Gräfinnen und Erzherzoginnen» («Wandlungen einer Ehe», 1941). Da gilt es ihm schon als ein Zeichen des sozialen Verfalls, wenn «nach dem Obst keine Schale mit Wasser mehr gereicht» wird («Die Fremde», 1934). Das ändert sich schlagartig, als er 1943 beschliesst, nicht mehr von dieser literarischen Welt sein zu wollen.

Im Tagebuch kommentiert Márai diesen Wandel, wobei die Selbstkritik zur ständigen Begleitmusik wird: «Und wie viel Überflüssiges ich geschrieben habe, als ich noch eine Schreibmaschine besass, nur damit wir uns die Wohnung und den Lebensstil leisten konnten, der zu den zwei Dienboten passte!» Im Frühjahr 1943 beschliesst er, hauptsächlich Aufzeichnungen zu machen und sonst nur noch «für die Schublade» zu schreiben. Der Krieg und der moralische Niedergang des ungarischen Bürgertums, das Abdriften in die Bestialität, das alles wird nicht nur in den Tagebüchern beschrieben, auch in den Romanen dieser Zeit, von denen zwei erst neuerdings auf Deutsch vorliegen, hält die brutale Gegenwart ihren Einzug.

Im Roman «Die Möwe», der noch 1943 in Budapest erscheinen konnte, ist der Krieg jedoch nur als fernes Grollen aus den Nachrichten vernehmlich. Da lebt der namenlose Protagonist, ein hoher Ministerialbeamter, noch immer in seinem alten Biotop zwischen «Biedermeier-Sitzgarnituren mit gelbem Seidenbezug» und bekommt Besuch von einer rätselhaften Finnis («der personifizierte Krieg»), die ihn um Hilfe bittet. In seinen geheimniskrämerischen und oft banalen Monologen trauert er um das schöne Leben, das er nun bald verlieren wird. Er kramt in «der Totenhalle der Erinnerungen», die einige Seiten später und nicht viel origineller zur «Rumpelkammer der Erinnerung» wird. Im bürgerlichen Konversationston mokiert er sich über diesen, während «die brennenden Städte» und das Grauen an der Ostfront für ihn noch seltsam fern sind. «Die Möwe» ist ein Buch an der Kippe, in dem Márai noch rückwärtsgewandt und wortreich am Abgrund vorbeiplaudert. Erst in den

kurz danach entstandenen Kriegstagebüchern und im Roman «Befreiung» schlägt die Erzählhaltung um in nacktes und beredtes Entsetzen.

In nur sieben Wochen schreibt Márai im Spätsommer 1945 «Befreiung», diesen ungeschliffenen Text voller Widersprüche, den er nie publizieren wird, der aber authentischer ist als alle seine bisherigen Romane. Er ist geistig und stilistisch ein Spross seiner Tagebücher, ein literarisiertes Protokoll von der Agonie Budapests in den letzten Kriegsmonaten, wie sie der Autor zum Teil selbst erlebt oder unmittelbar davon gehört hat. So erscheint zunächst in den Aufzeichnungen die Grundidee für den Roman: Während des Kampfes um die Stadt wird eine junge Frau in einem Luftschutzkeller von einem russischen Soldaten vergewaltigt; wenig später sieht sie ihn «mit einem Kopfschuss niedergestreckt auf dem Trottoir». Dies ist das Schlussbild von «Befreiung», wenn der Albtraum der 22-jährigen Erszebét zu Ende geht und sie «das Kellerleben, die Stallvertrautheit der Belagerung» verlässt. Eine wirkliche Befreiung gibt es trotzdem nicht, denn zu sehr hat sich die ungarische Gesellschaft in eine niederträchtig freiwillige Komplizenschaft mit den Nazis verstrickt.

Kammerspiel im Kellerloch

Mit diesem Kammerspiel in einem Kellerloch zeigt Sándor Márai den Zustand seines Landes in Miniatur: Während oben in den Strassen die faschistischen ungarischen Pfeilkreuzler gemeinsam mit den Deutschen um jeden Wohnblock gegen die vorrückende Rote Armee kämpfen, blühen unten im Keller der Opportunismus und die Denunziation weiter. Noch hilft der Hausmeister eifrig beim Aufspüren von versteckten Juden und in der Folge bei einem «Gelegenheitsraubmord» der Pfeilkreuzler, doch schon machen sich die honorigen Bürger Gedanken darüber, wie sie sich unter den Sowjets einrichten werden. Die junge Erszebét redet vor allem mit einem gelähmten Mathematikprofessor, aus dem die skeptische Vernunft des Autors spricht, und sie hört eine Auschwitz-Überlebende erzählen von einem Doktor, der Tausende mit einem Wink zur Arbeit oder «ins Gas geschafft» hat. – Chronologische Ungereimtheiten dieser Art zeugen zwar von der hastigen Konzeption dieses Romans (er endet am 4. Januar 1945, Auschwitz wurde erst am 27. befreit), sie können aber seine ethische Glaubwürdigkeit nicht beschädigen. Mit würgender Drastik beschreibt Sándor Márai das Zappeln «dieser summenden menschlichen Vielfalt» in ihrer unausrottbaren Hoffnung auf das Überleben.

Auch in den Tagebüchern gibt es befremdliche Passagen, die offenbar im Nachhinein eingefügt wurden, wie die Einträge vom Juli 1944, in denen er unglaublich detailliert über die Gaskammern und Krematorien von Auschwitz schreibt. Andererseits lässt Márai Lücken in seinen Aufzeichnungen (László Földényi zeigt sie im Vorwort auf), um sich nicht als Held zu brüsten, etwa mit seiner Rolle im politischen Widerstand oder bei der Rettung von Budapester Juden. Das Tagebuch, dieser «Dialog mit dem grausamen Partner» (Elias Canetti), ist für ihn sowieso keine chronologische Faktensamm-



lung, sondern ein literarisches Exerzierfeld, auf dem er «der Menschheit beichten», aber auch mit sich selbst ins Gericht gehen will. Vor allem soll es ihm das journalistische Schreiben ersetzen, auch wenn es kein Geld einbringt. Romane will Márai zunächst nicht mehr für die Öffentlichkeit schreiben, und wiederholt ermahnt er sich, er «habe noch immer nicht gelernt, gnadenlos zu schweigen». Was in jenen elenden Jahren durch dieses rigorose Schweigeprogramm in zwei Tagebuchbänden entsteht, ist eine schillernde Kreuzung aus Kunstwerk und Zeitdokument.

Selbst in den finstersten Zeiten bleibt Sándor Márai ein überzeugter Bürger, der stolz ist auf seine Bildung und seine Seidenkrawatten, mit einem erhabenen Sendungsbewusstsein («von einer gewissen Engstirnigkeit», meint Földényi), trotzdem verweigert er in seinem Urteil über das ungarische Bürgertum und über dessen mörderisches Versagen jeglichen mildernden Umstand: Schon die zwei Jahrzehnte der Horthy-Diktatur und das Liebäugeln mit Hitler seien unverzeihlich gewesen, aber von dem institutionalisierten Verbrechen, das im März 1944 mit der Machtübernahme der Pfeilkreuzler begann, würde sich die ganze Nation lange nicht reinwaschen können. Die führenden bürgerlichen Schichten sahen weg oder beteiligten sich aktiv, als 600 000 ungarische Juden deportiert wurden. Was Márai über den damals epidemisch selbstverständlichen Antisemitismus schreibt, lässt heute zudem erschauern über die rechtsradikale Entgleisung in der gegenwärtigen ungarischen Politik.

Beklemmend nahe geht eine Beobachtung im Tagebuch, die ebenfalls weit in die Gegenwart reicht: Im Sommer 1944, als Márai mit seiner jüdischen Ehefrau schon Zuflucht im nördlichen Donauort Leányfalu gefunden hatte, sieht er während einer seiner Zugfahrten in die nahe Hauptstadt zusammengepferchte Menschen bei einer Ziegelfabrik – da «warten siebentausend Juden aus dem Budapester Umland auf die Deportation». Jahrzehnte später beschreibt Imre Kertész diese Szene in seinem «Roman eines Schicksallosen» aus der umgekehrten Perspektive; während er auf seine Deportation wartet, sieht er über dem Lattenzaun jener Ziegelfabrik «die Wagendächer des grünen Vorortzuges fahrplanmässig vorüber-eilen». Dass dies geschehen kann in einem einst hochzivilisierten Land, dass daran nicht nur die Deutschen, sondern auch «ihre ungarischen Schindknechte, die Pfeilkreuzler» beteiligt sind, das erschüttert Márai derart, dass er am «erbärmlichen Menschenmaterial der Ungarn» gänzlich verzweifelt. «Es ist eine Schande zu leben. Es ist eine Schande, unter der Sonne zu sein», so kommentiert er, was er sieht.

Doch selbst in diesen Kriegsjahren ist Márais Leben nicht durchwegs ein finsterner Abgrund, und wie sein Landsmann Kertész schreibt auch er schockierend ungeniert über die Sonnenseiten der Hölle. Besonders im ersten Band der Kriegstage-

bücher, «Literat und Europäer», verzeichnet er euphorisch seine Lektüren; während die Bomben auf Budapest fallen, ist er glücklich «mit Goethe in Neapel eingetroffen». Zwischen den Deportationen und dem Bombenkrieg gibt es auch selige Momente: «die Sonne scheint; die Rosen verblühen; zwischen den Fluten zweier Meere des Grauens fühle ich mich restlos glücklich». Aus solchen Aussagen werden ihm natürlich bald Stricke gedreht, vor allem von den neuen ungarischen Kulturverwaltern unter der sowjetischen Besatzung, die in ihm den unverbesserlichen Bürger sehen, den sie 1948 ins Exil hinausjagen.

Schwindende Zuversicht

Márai ist jedoch keineswegs von Anfang an ein Feind der sowjetischen «Befreier», wie an vielen Stellen des zweiten Tagebuchbandes, «Unzeitgemässe Gedanken», nachzulesen ist. Seine ersten russischen Gesprächspartner beschreibt er mit Sympathie und mit Dankbarkeit dafür, dass sie dem faschistischen Spuk ein Ende gemacht haben. Er lässt sich sogar zu dem überraschenden Bekenntnis hinreissen, dass er «an den Sozialismus als einzige Lebensform glaube». Seine grösste Sorge ist nun, wie Deutschland und vor allem wie das verkommene faschistische Ungarn aus dem moralischen schwarzen Loch zu retten seien. Darüber macht er sich schon Gedanken, während Buda und Pest zerbröseln, «zwischen Leichengestank und Rosenduft», angesichts der physischen und psychischen Verheerung, die Márai mit einer in seinen Romanen nie erreichten schmucklosen Meisterschaft beschreibt.

Gegen Ende des zweiten Bandes, der am Silvesterabend 1945 endet, kommen in Sándor Márai immer mehr Zweifel über seine Zukunft in Ungarn auf. Er sieht bei den neuen kommunistischen Blättern «Goebbels-Methoden» am Werk, «als Marxisten getarnte geistige Unterwelt», der er sich nur durch Auswandern entziehen kann. Fast drei Jahre harret er noch aus zwischen Zuversicht und Ärger, dann verlässt er die Heimat für immer. Italien und Amerika sind die wichtigsten Stationen seines tristen Exils. Die Tagebücher schreibt er weiter bis zu seinem Freitod 1989 in Kalifornien, ihre so späte Entdeckung ist für uns ein grosses Glück, aber auch eine kleine Schande.

Sándor Márai: Literat und Europäer. Tagebücher 1. 1943–1944. Aus dem Ungarischen von Akos Doma. Mit einem Vorwort von László Földényi. Herausgegeben, mit Anmerkungen und einem Nachwort von Ernő Zeltner. Piper-Verlag, München 2009. 472 S., Fr. 74.90.

Sándor Márai: Unzeitgemässe Gedanken. Tagebücher 2. 1945. Aus dem Ungarischen von Clemens Prinz. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Ernő Zeltner. Piper-Verlag, München 2009. 435 S., Fr. 74.90.

Sándor Márai: Die Möwe. Roman, 2008. 187 S. – Befreiung. Roman, 2010, 194. S. – Aus dem Ungarischen von Christina Kunze. Piper-Verlag, München. Beide Bände je Fr. 28.90.